**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte
**Band:** 67 (1987)
**Heft:** 12

**Buchbesprechung:** Das Buch
**Autor:** [s.n.]

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Das Buch

## Ein sterbender Kontinent?

*Hans Magnus Enzensbergers Reportagen «Ach Europa!»*

Kürzlich hielt Gaston Thorn, früherer Präsident der Kommission der Europäischen Gemeinschaften, einen Vortrag über die Lage Europas. Eine gemeinsame Aussen- und Sicherheitspolitik sei da nicht in Sicht. Nationale Interessen und Rivalitäten beeinträchtigten die Hochtechnologie. In der Bundesrepublik scheine die Deutschlandpolitik einen höheren Stellenwert als die Gemeinschaftspolitik zu gewinnen. Das Verhältnis zur EFTA bleibe ungelöst, während Gorbatschow eine neue Offensive gegen die EG richte. Demographisch sei Europa ein sterbender Kontinent, der an Geburtenrückgang und Überalterung leide, während gleichzeitig seine «multirassischen Probleme» zunähmen. Die Welt verändere sich schneller, als die europäische Integration fortschreite. «Ach Europa!» Der Ausruf ist zwar der Titel des neusten Buches von Hans Magnus Enzensberger, aber er könnte eigentlich auch die Ausführungen Gaston Thorns beschliessen [1]. Der Europapolitiker und der Schriftsteller treffen sich, von ganz verschiedenen Ausgangslagen her, in einer zu Hoffnung wenig Anlass bietenden Beurteilung der Lage.

Nun ist Enzensbergers brillanter Essay kein Sachbuch. Er besteht aus sieben Reportagen und einem Epilog, den er ins Jahr 2006 verlegt und als dessen Autor ein fiktiver Timothy Tailor zeichnet, der vor Jahrzehnten noch zur amerikanischen Besatzungstruppe gehört hat. Ich zögere nicht, von einem literarischen Kunstwerk zu sprechen, und ich meine allerdings, aufklärerischer Journalismus, Publizistik dieser meisterlichen Art sei als Gattung dem Roman oder der Lyrik ebenbürtig. Ahnherren Enzensbergers in der Geschichte der Literatur wären da etwa Heinrich Heine oder Joseph Roth. Der Autor sammelt nicht einfach Fakten; er inszeniert seine Begegnung mit Gesprächspartnern, die vor den Augen des Lesers als unverwechselbare Figuren einer spannend erzählten Geschichte erscheinen. In den sieben grossen Reportagen, die den Hauptteil des Buches ausmachen, zeichnet Enzensberger die europäische Wirklichkeit, einmal den *«schwedischen Herbst»*, dann die *«italienischen Ausschweifungen»*, die *«ungarischen Wirrungen»* und die *«portugiesischen Grübeleien»*. Er notiert *«norwegische Anachronismen»* und verzeichnet — ein besonders eindrucksvolles Beispiel für Enzensbergers Kunst, aus Momentaufnahmen ein leuchtend-scharfes Mosaik zu komponieren — *«polnische Zufälle»*. Eingehend betrachtet er *«spanische Scherben»*, womit die Untertitel seiner Gesamtschau genannt wären. Im Epilog aber relativiert er diese farbige, figurenreiche europäische Wirklichkeit in West und Ost und konfrontiert sie mit einer gewiss nicht unwahrschein-

lichen Entwicklung, die rasch eintreten könnte, wenn sich Europa nicht auch noch in einem anderen als in einem antiamerikanischen Credo zusammenfinden wird. Im Epilog aus dem Jahre 2006, den Enzensbergers alter ego Timothy Tailor mit *«Böhmen am Meer»* überschrieben hat (der Mann muss literarisch gebildet sein und Ingeborg Bachmanns Gedichte kennen), durcheilt der Reporter Europa auf einer andern Route, Helsinki, Bukarest, Den Haag, schliesslich das deutsche Ramstein, wo seine Garnison einst Quartier hatte, Prag zuletzt und eben das ganze Gedicht der Bachmann: *«Liegt Böhmen noch am Meer, glaub ich den Meeren wieder. / Und glaub ich noch ans Meer, so hoffe ich auf Land.»* Das Gedicht schliesst mit ebenso rätselhaften wie ahnungsvollen Versen, wie Böhmen *«eines schönen Tags / ans Meer begnadigt wurde»*. Da irrt denn ein Böhme, mittellos und ohne Heimat, *«begabt nur noch, vom Meer, das strittig ist, Land meiner Wahl zu sehen»*. Nonsens sei das, hält der Reisende dem Taxichauffeur entgegen, der ihm das Papier mit der Handschrift des Gedichts zugesteckt hat. Der aber antwortet: *«Nonsens nennen Sie das?»* ... *«Sehen Sie sich um! Es ist Wahnsinn!»*

Stehen so die Verse einer grossen Dichterin am Schluss, hat Hans Magnus Enzensberger auch andere Töne und Tonarten im Griff. Allein durch die Wechsel der Tempi und der Temperamente macht er sichtbar, was Europa war und was es sein könnte. Aber im Gespräch mit dem amerikanischen Attaché in Bad Godesberg hört Timothy Tailor auch, es sei doch eben alles klein, mickrig und ohne grosse Perspektive. Die Europäische Gemeinschaft sei ein *«Hühnerstall»* (so unvorsichtig hat sich Gaston Thorn in seinem Vortrag nicht ausgedrückt; aber denkbar wäre, dass er nicht widerspräche, wenn er das läse...). Der Autor dieser Reportagen beherrscht die Technik, die auftretenden Figuren in ihrer Subjektivität zu zeigen, in ihrer Sprache reden zu lassen, und wenn er ihnen widerspricht, tut er es eigentlich immer als neugieriger Entdeckungsreisender, als einer eben, der nach Europa unterwegs ist. Zwei kurze Stellen mögen hier einen Begriff davon geben, wie genau er beobachtet und wie treffend er das Beobachtete in Sprache umsetzt. Es geht um Warschau. Enzensberger hat davon gesprochen, wie alle öffentlichen Gebäude der Stadt, die Kirchen, die Paläste, die Universität von Hitlers Truppen geschleift worden waren, sogar die Kabel aus der Erde gerissen. Und dann fährt er fort:

*«Heute erheben sich auf dieser tabula rasa die masslosen Paläste des Stalinismus. Ihre aufgeklebten Fassaden verkünden den Triumph einer anderen fremden Macht. Sie decken die Leere zu, aber das Nichts scheint durch. Nur in manchen Hinterhöfen finden sich Spuren älterer Ansiedelung, wurmstichige, baufällige, enge Mietshäuser, übersät mit den Blatternarben des Krieges. Fast ein halbes Jahrhundert ist es jetzt her, dass diese Stadt, diese Trümmerhalde befreit wurde; immer noch glaubt man, wenn man sie durchquert, jenen Geruch auf der Zunge zu spüren, an den sich jeder erinnert, der das Jahr 1945 erlebt hat: Brand und Karbol, Russ und Schutt.»*

Und — ebenfalls aus der Schilderung Warschaus — noch die folgende Stelle:

*«Ein anderer Zufluchtsort ist die Altstadt. Sie ist nicht nur die grösste, sondern auch die grossartigste Fälschung der Welt. 1945, als Warschau am ärmsten war, als es an allem fehlte, an Geld,*

*Material, Essen, Maschinen, und als niemand wusste, wie eine Dollarnote aussah, hatten seine Bewohner nichts besseres zu tun, als die Strassenzüge aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert mit blossen Händen, auf den Zentimeter genau, im Massstab 1:1 wieder aufzubauen, eine einzigartige Donquichotterie von heroischem Ausmass. Mit diesem Werk nahmen die Polen den Wiederaufbau Europas vorweg. Sein Gelingen zeigt sich daran, dass die Kühnheit des Entschlusses im Lauf der Jahre unsichtbar geworden ist. Bewohner und Besucher bewegen sich auf diesen Plätzen, in diesen Gassen und Häusern wie in jeder andern Altstadt Europas, wie in Santiago, Stockholm oder Bergamo. Es ist, als hätte die Vergangenheit diese Mauern eingeholt. Eine sekundäre Patina überzieht sie. Schon fehlt es an Geld, sie zu renovieren. Nur wer genau hinsieht, den überkommt eine Art geschichtsphilosophisches Schwindelgefühl, wenn er sich fragt, ob dieser Rinnstein, jener Türgriff alt alt oder neu alt ist. Mit ihrem hochfliegenden Projekt haben die Polen nicht nur alle Aporien des Denkmalschutzes vorweggenommen, sondern einem ganzen Erdteil gezeigt, was es heisst, die eigene Geschichte zu rekonstruieren.»*

Die Beispiele mögen einen Begriff von der Prosa geben, die Hans Magnus Enzensbergers Reportagen aus Europa ihren hohen literarischen Rang sichert. Beschreibende Passagen wechseln ab mit Dialogen, hohe und tiefere Tonlagen und Sprachschichten überlagern sich darin. Dass weder die Bundesrepublik noch die DDR, weder Frankreich noch, auch nur am Rande, die Schweiz vorkommen, ist am Ende kein Mangel. Denn so sonderbar es auf den ersten Blick auch scheinen mag —, was Europa sein könnte und was es einmal auch war, wird deutlicher in diesen Momentaufnahmen aus der Peripherie.

*Anton Krättli*

[1] Hans Magnus Enzensberger, Ach Europa! Wahrnehmungen aus sieben Ländern, mit einem Epilog aus dem Jahre 2006. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1987.

# Der Kulturkampf in der Schweiz

*Ein Geschichtswerk und sein Echo*[1]

Seitdem in der Aprilnummer 1984 der Monatshefte eine vielverheissende Voranzeige dieses Buches durch Herbert Lüthy erschienen ist[2], sind mehr als drei Jahre verflossen, und es liegen schon fünfzehn Besprechungen vor. So kann die vorliegende Würdigung gleichzeitig unter Berücksichtigung der Aufnahme erfolgen, die es in Fachkreisen gefunden hat[3].

Herbert Lüthy stellte seinerzeit diese Voranzeige unter den Titel *«Investiturstreit in Krähwinkel?»* Der schweizerische Kulturkampf wurde allerdings nicht nur in Miécourt oder Starrkirch-Dulliken, sondern auch im Genf Calvins geführt, und er beschäftigte die Diplomatie aller Nachbarstaaten der Schweiz und nicht nur die vatikanische. Es handelte sich um ein Jahrzehnt grosser Aufregung — gipfelnd hauptsächlich 1873/74 in der Absetzung

zweier Bischöfe und von über hundert Dorfpfarrern, in der Ausweisung des Nuntius und in der Aufhebung von etlichen Klöstern, Stiften und geistlichen Schulen in den Kantonen Aargau, Solothurn und Bern. Es war ein spätes Nachholen und Wiederaufleben antirömischer Regierungsmassnahmen, die schon in der vorrevolutionären Zeit beginnen und die revolutionäre wie die frühliberale Zeit markieren. *«Es sind Szenen, die an den Kirchenkampf der Französischen Revolution gemahnen, allerdings doch mehr mit spiessig-grotesken Begleiterscheinungen, ohne Blutvergiessen und überhaupt ohne den tödlichen Ernst jenes Präzedenzfalles»* (Stadler S. 366).

Das Buch setzt darum zu Recht schon im späten 18. Jahrhundert ein. Die Traditionen der katholischen Aufklärung und die Ära Wessenberg haben in vielen Gebieten der katholischen Schweiz noch lange nachgewirkt. Dann werden die politischen Umwälzungen von der Helvetik in ihren Auswirkungen auf den schweizerischen Katholizismus geschildert. Eingehend kommt das Erstarken des katholischen Selbstbewusstseins nach den Demütigungen der Niederlage im Sonderbundskrieg zur Darstellung (Lindt). Der eigentliche Kulturkampf wird durch das erste vatikanische Konzil ausgelöst (1869—1871), das mit dem katholischen Liberalismus ein Ende machen wollte und damit die Gegenmassnahmen der liberalen Katholiken (und Protestanten) herausforderte. Die dramatische Zuspitzung des Kampfes zwischen den freisinnigen Machthabern und den die Treue zum Papst (Pius IX.) und dem Bischof (Mermillod, bzw. Lachat) entschlossen verteidigenden Katholiken erfolgte besonders im Kanton Genf und im Berner Jura. Weniger hart, aber noch heftig genug, vollzog sich die Auseinandersetzung in den Kantonen Solothurn, Aargau und Tessin. Aber jeder Kanton, der nicht konfessionell geschlossen war, musste seinen eigenen Kulturkampf durchstehen. Bundesrat und Bundesparlament waren dauernd in diese an sich kantonalen Auseinandersetzungen impliziert. Die zwei Verfassungsrevisionen von 1872 und 1874 waren durchsetzt von kulturkämpferischen Elementen.

Das Ganze vollzog sich auf dem Hintergrund der europäischen Konflikte. Bismarcks Beispiel aber war — nach Stadler — mehr gleichzeitiges Handeln als eigentliche Beeinflussung. (Nur Mitchell kann da in seiner Rezension Stadler nicht ganz folgen.)

Der Versuch, die alte römisch-katholische Kirche durch die zeitkonforme christ-katholische zu ersetzen, misslang — mit Ausnahme des einst josephinisch-österreichischen Fricktals und einiger isolierter Gemeinden, vornehmlich in grösseren Zentren. Immerhin hielt sich die theologische Fakultät an der Universität Bern.

Fast ebenso rasch wie der Konflikt aufgezogen war, ebbte er wieder ab. Der Tod des unermüdlichen Pius IX. und dessen Ablösung durch den weit beweglicheren Leo XIII. ermöglichten eine Wende. Die harte Linie der Kulturkämpfer liess sich letztlich gegen das mehrteils loyale Kirchenvolk nicht durchhalten. Ab 1878 kam es zu Kompromissen. Elegant war die Lösung, die Kurie und Bundesrat aushandelten. Man machte Mermillod zum Bischof in Freiburg und den nur noch in Luzern und Zug gebietenden Lachat zum Apostolischen Administrator im Tessin und konnte damit zugleich die Loslösung von Mailand und Como besiegeln. Von 1878 an zeichnete sich auch ein etwas

konservativer Trend im herrschenden Freisinn ab. Dann zeigte die erstaunlich eindeutige Verwerfung der «Schulvogt»-Vorlage, dass man in Schuldingen (die ja seit jeher mit kirchlichen zusammenhingen) am ererbten Föderalismus festhalten wollte. Andere Probleme traten in den Vordergrund, Probleme wirtschaftlicher (Eisenbahnen, intensivere Industrialisierung) und sozialer Art (Arbeiterfrage), die allerdings stets auch den Kulturkampf begleitet hatten. Stadler hält dafür, dass die ökonomischen Einflüsse sekundär gewesen sind (was jedoch Altermatt bestreitet).

Man war hüben und drüben dieses Kampfes müde geworden. Das freisinnige Bürgertum wurde allmählich mehr irritiert durch Arbeiterstreiks als durch ultramontane Wallfahrten, und fand bald in den Katholisch-Konservativen eine sichere Stütze. Ein reformierter Pfarrer erklärte: *«Wir gehen und wollen allerdings nicht nach Canossa, aber wir wollen heraus aus dem Babylon, in das wir uns hineingearbeitet haben»* (Stadler S. 517). Allerdings sollte in manchen Kantonen die Polarisierung auf kleinerer oder grösserer Flamme weiter kochen, sei es in Form schlechter Erinnerungen an Einzelschicksale von Pfarrern oder Lehrschwestern in der eigenen Familie, sei es als handfeste Argumentation bei Freisinnigen und Konservativen. Der Kulturkampf blieb *«ein heisses Eisen»* (Vogler), ein *«Trauma»* (Conzemius), bis die Aufhebung des Jesuitenartikels und das zweite Vaticanum die letzten rechtlichen, bzw. mentalitätsbedingten Anstände weitgehend ausräumen sollten.

Darum konnte nun ein Zürcher Ordinarius hundert Jahre danach, unbefangener als es früher möglich gewesen wäre, ans grosse Werk gehen. Dieses grosse Werk hat in den vorliegenden Besprechungen einhelliges Lob erhalten: Das Epitheton *«meisterlich»* wechselt mit *«magistral» («impeccable scholarship»* bei Mitchell) — gipfelnd in der Feststellung von *«echt liberalem Geist geprägt»* (Schwarz), was zwar in kulturkämpferischer Sicht eine suspekte Feststellung wäre! Die fünf aus katholischen Kreisen stammenden Besprechungen halten *«solide Bearbeitung»* (Vogler), *«gültige Bilanz»* (Steiner) fest. Man steht zwar vorerst erstaunt und gebannt vor den 625 Seiten Text und den 139 Seiten Anmerkungen, um aber dann mit Cadwick sehr bald festzustellen *«it begins to grip the reader with a grim fascination»*.

Aus was besteht diese Faszination? Einmal aus der sicheren Führung durch all die grossen und kleinen Ereignisse, auf Grund von Archivstudien in allen beteiligten Kantonen, im Bund, im Ausland und vor allem im Vatikan, wo die Nuntiaturakten nun zugänglich sind. Dazu tritt die Verarbeitung der recht umfangreichen und disparaten Literatur von allgemeinen und detaillierten, kantonalen und regionalen Untersuchungen. Unter den Rezensenten haben sich etliche mit dem Thema ausführlicher beschäftigt, besonders Lindt, dann Altermatt, Conzemius, Steiner, Vischer und Raab. Mit dem Rezensenten Rohr kann man festhalten: *«Was der Berner Historiker Hans von Greyerz seinerzeit in einem konzisen Überblick als Beitrag zum neuen Handbuch der Schweizergeschichte zu diesem Thema skizzierte, das wird in dem vorliegenden wichtigen Werk faktenreich mit breitem Pinsel und in übersichtlicher Gliederung ausgeführt.»*

Stadler gibt nicht einfach in *«kom-*

*promissloser Ausführlichkeit»* (Guggisberg) die chronologische Darstellung als Erzählung im besten Sinn, *«spannend geschrieben»* (Conzemius), *«sachlich und mit Details angereichert»* (Vogler), sondern auch kirchengeschichtlich-theologische Betrachtung, ganz abgesehen von allen staatlich-politischen Erwägungen. Leider fehlt in diesem *«Kompendium»* ein Sachregister, was Altermatt ausdrücklich bedauert. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis entschädigt nicht ganz dafür.

Die Faszination beruht, wie mir scheint, auch auf der Erfassung der Persönlichkeiten, die in diesen Zusammenhängen Geschichte machten. Stadler gibt sich die Mühe, stets den biographisch-sozialen Hintergrund zu rekonstruieren und die Person als Persönlichkeit zu charakterisieren: Die aggressiven Bischöfe und ihre eifrig-getreuen Geistlichen und Politiker, die kulturkämpferisch-harten freisinnigen Regierungsräte und Parlamentarier, die intellektuellen Mitstreiter. Wichtig werden dann die Bundesräte, ihr Kollegium und die folgenreichen Neuwahlen dieser Jahre. Schliesslich finden sich führende Bundesräte an der Seite der paar Politiker und Geistlichen, die den Kopf nicht ganz verloren hatten.

Damit erreicht Stadler ein Gleichgewicht von Ereignis, Gedankenwelt und handelnder Person, welches das Ganze so ausgeglichen und nie langweilig macht — auch wenn man vielleicht aus Lesehygiene gut daran tut, geschlossene Kapitel einmal herauszulesen, um sich dann weiter im dicken Buch zu tummeln.

Allerdings — wenn Altermatt feststellt, dass *«sozial- und mentalitätsgeschichtliche Themen wie etwa die religiöse Massenmobilisation und die Volksfrömmigkeit»* zu kurz kämen, so ist dieser Einwand gewiss für die *«Volksfrömmigkeit»* zutreffend. Zwar wird sie indirekt immer wieder durch Zitate aus dem Munde der Führenden evoziert. Dies geschieht auch, wenn Stadler einen gewissen volkstümlichen Antisemitismus katholischer Provenienz nachweist (S. 368) oder wenn er das freisinnige Schützenfest mit der konservativ-katholischen Wallfahrt konfrontiert (S. 620). Eine systematische Darstellung liesse allerdings vieles besser verstehen — auch die Reaktion aufgeklärter Katholiken (und Protestanten). Da auferstand ja eine längst überholt geglaubte Haltung und Mentalität. Sie wäre übrigens auch in der katholischen Kirchenbautätigkeit fassbar gewesen, in jenen neugotischen Gotteshäusern, die zum Beispiel im Freiburgischen so viele alte Dorfkirchen ersetzt haben.

Stadler hat übrigens das an sich sehr interessante Phänomen des Christkatholizismus eingehend analysiert (Vischer ist da zwar anderer Meinung). Doch wäre darüber hinaus an den freisinnigen Katholizismus zu denken, der unabhängig vom Christkatholizismus durchaus weiter existiert hat, in rein katholischen wie in paritätischen Kantonen. Die Bundesräte der Kulturkampfepoche wie etwa die Thurgauer Anderwert und Deucher oder der Solothurner Hammer wie jurassische liberale Führer sind Glieder der römisch-katholischen Kirche geblieben. Hier handelt es sich um eine sehr alte innerkatholische Oppositionsgruppe, besonders in den Landsgemeindekantonen oder in ehemaligen Untertanengebieten. Chadwick sagt denn auch, *«because the tradition of a liberal catholicism was historic in Switzerland»*. Lüthy erklärt dazu: *«Katholische Liberale oder liberale Katholiken*

*gab es in der Bildungsschicht überall; der katholische Freisinn als relevantes politisches Phänomen ist eine schweizerische Singularität»* (S. 321).

In der Rezension von Weber wird darauf hingewiesen, dass sich Stadler einer *«elastisch angewandten Modernismus-Theorie»* bedient habe. *«Die eigentliche Leistung des Werkes liegt nun darin, die sehr theoriefeindliche Realität des uralten Konkurrenzkampfes zwischen Staat und Kirche»* der Theorie gemäss geordnet zu haben, ohne das *«Sperrige»* der historischen Einzelereignisse zu unterdrücken! *«Zwei autonome soziale Gebilde auf dem Wege zu ihrer vollständigen strukturellen Erneuerung kamen sich ins Gehege und sahen im Gegner nur den Angreifer.»* Mit anderen Worten, Stadler wird auch den theoretischen Anforderungen — und da sind sich alle Rezensenten einig — in kluger historiographischer Manier gerecht.

Interessant ist, wenn Conzemius es für *«verfänglich»* hält, wenn *«antirömisch»* gesinnte Schweizer Katholiken als *«liberale Katholiken»* bezeichnet werden. Er schlägt den Begriff *«radikale Katholiken»* vor. Der hat aber wieder einen Doppelsinn, der an sich dem schlichten Begriff des *«freisinnigen Katholiken»,* den wir bei Lüthy finden, nicht anhaftet. Handelt es sich hier um Wort- und Begriffsspiele oder mehr? In diesem Zusammenhang müsste man auch den Begriff *«aufgeklärter Katholik»* hinterfragen ...

Kehren wir zur harten Realität des Themas an sich zurück. Sollte es sich letztlich um ein *«fast verschollenes grosses Thema»* handeln, wie Lüthy und Schucan meinen? Letzterer spricht sogar davon, das *«Buch könne schon wegen seines Umfangs nicht populär werden».* Natürlich wäre — wie bei vielen historischen dicken Büchern — eine Taschenausgabe (und warum nicht durch den gleichen Autor) wünschbar. Aber was heisst da schon *«populär»?* Bonjours *«Neutralität»* etwa oder die *«Frauengeschichte(n)»* von Joris/Witzig, die können populär werden, weil sie in dem Moment, wo die Forschung gerade mit einem aktuellen Publikumsbedürfnis übereintrifft, erscheinen. Eine Forschung jedoch wie sie Stadler betreibt, befindet sich *«ausserhalb der historiographischen Konjunktur»* (Altermatt), ist aber für das historische Verständnis, ja für das nationale Selbstverständnis wesentlich, denn sie bereinigt endlich eine von Vorurteilen zugedeckte Geschichtsrealität. Peter Stadler hat mit dieser *«eindringendsten und tiefschürfendsten Kulturkampf-Darstellung»* (Weber) für die schweizerische Historiographie ein Basiswerk geschaffen, das Bestand haben wird.

*Ulrich Im Hof*

[1] Peter Stadler, Der Kulturkampf in der Schweiz. Eidgenossenschaft und Katholische Kirche im europäischen Umkreis 1848—1888, 787 S. Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1984. — [2] Herbert Lüthy, Investiturstreit in Krähwinkel? Hinweis auf ein bald erscheinendes Werk: Peter Stadler, «Der Kulturkampf in der Schweiz», in: Schweizer Monatshefte, April 1984, S. 371—321. — [3] Bis jetzt liegen folgende Rezensionen vor: Urs Altermatt in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 37, 1987, S. 82—83. Edgar Bonjour, in: Basler Zeitung, 3. November 1984, Nr. 259. Owen Chadwick, in: The Times litterary Supplement, 7. Dezember 1984. Victor Conzemius, in: Vaterland, Beilage: Christ und Kultur, 24. November 1984. Hans R. Guggisberg, in: Historische Zeitschrift 241, 1985, S. 193—195. Andreas Lindt, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 1985, S. 125. Allan Mitchell, in: The American Historical Re-

view, 90/1, 1985. Heribert Raab, in: Theologische Revue 82, 1986, S. 398—399. Adolf Rohr, in: Badener Tagblatt am Samstag, 26. Januar 1985, S. 33. Luzi Schucan, in: Tages-Anzeiger, 8. Dezember 1986. Dietrich W.H. Schwarz, in: «Neue Zürcher Zeitung», 19./20. Januar 1985, Nr. 15. Alois Steiner, in: Schweizerische Kirchenzeitung, Nr. 45/1984. Eduard Vischer, in: Glarner Nachrichten, 11. Oktober 1984. Werner Vogler, in: Ostschweiz-Beilage, CVP-Jubiläum, 27. Oktober 1984. Christoph Weber, in: Historisches Jahrbuch 106/I, 1986, S. 208/209.

# Träumer und Realist

*Zu den Erzählungen «Der Traumagent» von Heinrich Kuhn*[1]

Eines wird man dem in St. Gallen geborenen, im Appenzell wohnhaften Heinrich Kuhn nicht nachsagen können: dass er sich als Erzähler in einem als erfolgreich erprobten Muster fängt. Hat einer, der spät zu schreiben beginnt, mehr als andere das Bedürfnis, in wenigen Werken verschiedene Varianten zu erproben? Sein neuer Erzählband *«Der Traumagent»* zeigt denn auch einen «neuen» Autor, allerdings keinen, der sich selbst verloren hat. In *«Schatz und Muus»*, seinem vielgerühmten ersten Roman (1986), war Kuhn ein Realist, ein Genremaler, ein Meister des Alltäglichen, das durch eine auf jeder Seite fühlbare Todesnähe gleichsam transparent wirkte. In *«Der Traumagent»* dagegen ist er einer, der *«durch die Wand geht»*, wie er einmal sagt, ein Phantast, der die skurrilsten Einfälle hat, ein Tag- und ein Nachtträumer. Dass in diesen Geschichten einiges an eigener Traumsubstanz verarbeitet wurde, ist unverkennbar; so meistert die absurde Logik der Träume nur, wer mit dem eigenen Unbewussten Umgang pflegt.

Doch zeigt der Titel des Bandes und mehr noch die Titelgeschichte es bereits an: da schreibt nicht nur ein Träumer, sondern einer, der zu den Bildern seines Unbewussten, zu seinen Einfällen und wohl zum Irrationalen überhaupt einen gewissen Abstand wahrt, ihn zum mindesten immer wieder zu wahren sucht. Wie könnte er sonst — dies der Inhalt der Titelgeschichte — ein *«Traumagent»* werden, sozusagen halbberuflich, wenn auch unbezahlt! Die seltsame Wortschöpfung setzt voraus, dass einer zwar Träume als ein Stück Wirklichkeit erfährt, aber so viel Überlegenheit bewahrt, dass er damit ein zwar unrentables Geschäft treiben kann. Der Traumagent nämlich vermittelt anderen Leuten Träume und tritt darin auch, je nach Bedarf, in verschiedenen Rollen auf, *«als tätowierter Matrose auf Landurlaub, als Berufsoffizier, der sich nie von seiner Mutter gelöst hat», «als Nachbar vom unteren Stock, als Vorgesetzter im Betrieb, autoritär uneinsichtig oder überfordert hilfesuchend, oder als Quartierpolizist mit Gangart und Gemüt eines senkrechten Eidgenossen»* — und er kommt am Schluss auf die naheliegende Idee, der Vorgang sei wechselseitig, er sei seinerseits ein *«Be-*

*träumter»*, dessen Träume von anderen geliefert und bevölkert würden. Ein Gedankenspiel, dem die allen vertraute Erfahrung zugrundeliegt, dass Träume nicht bewusst vom Schlafenden gewählt und gelenkt werden können. Was liegt näher, als eine Aussensteuerung anzunehmen (und sich dabei wiederum kräftig zu täuschen!)?

Die Erzählung lässt sich freilich so wenig wie die anderen völlig aufschlüsseln, und gerade das macht eine wesentliche Qualität des Buches aus. Dessen Geschichten sind nicht einfach *«gestellte Bilder»*, in denen sich das Surreale als deutbar präsentieren lässt. So viel im ganzen Buch auch erklärt und argumentiert wird: die Einfälle lassen sich nicht wegerklären; es bleibt ein beunruhigender, unaufgelöster Rest. Das gilt für die ganz surrealen Texte so gut wie für jene, in denen es beinahe mit rechten Dingen zugeht. Dass einer nächtlicherweise von zwei Männern abgeführt wird (*«Die Sackgasse»*), aber nicht ehe er etwas seltsam Beglückendes gesehen hat (nur: was ist es?), dass ein anderer, ein Bildhauer, sich immer mehr zurückzieht und schliesslich verschwindet, vielleicht in seinem Werk aufgeht und nun, unsichtbar, desto stärker anwesend ist *(«Der Asket»)*; dass ein dritter *(«Bronter»)* eines Tages verstummt — aber jetzt einen leichteren und schöneren Kontakt zu anderen gewinnt als vorher: das sind Einfälle, die, gerade weil sie nicht allegorisch wirken, unversehens im Leser zu rumoren beginnen.

Das heisst aber: der Autor selbst ist, in allen Erzählungen, eine Art Traumagent, der das Bewusstsein der Leser mit Ereignissen und Figuren ausstaffiert — und er steht natürlich seinerseits unter dem Einfluss anderer Traumagenten (= Autoren), die ihn bereichern und beunruhigen, sein Schaffen anregen (Kafka in erster Linie dürfte zu den Anregern gehören).

Nicht zufällig sind die Erzählungen unauffällig miteinander verbunden, vielleicht enger, als es den Anschein hat. Ein als H. bezeichneter Mann geht durch das ganze Buch, als Hauptfigur der Geschichten oder als einer, der erzählt, was seinen Bekannten zugestossen ist. Und diese Bekannten — sie heissen Bojak, Lobek und Rogge, Faller, Glinz, Lambert und Fargo — sind vermutlich nichts anderes als die Figuren, die sich H. — und mit ihm der Autor — fabulierend erfindet, nicht zuletzt deshalb erfindet, weil er ihnen seine beunruhigenden Erfahrungen delegieren kann. H. freilich ist — auch wenn der Buchstabe das anzudeuten scheint — nicht einfach ein Porträt des Autors, er ist überhaupt keine Person, sondern ein Bewusstsein, noch eher eine Art, die Welt zu sehen und zu erklären. Er ist (nimmt man ihn versuchsweise als eine reale Person), einer, dem unablässig Überraschendes zustösst, oder (nimmt man ihn als Erzähler) einer, der nichts als ungewöhnliche Einfälle hat; in beiden Rollen ist er nicht einfach ein Phantast, sondern will das, was unvermittelt in seinen Alltag einfällt, im wahrsten Sinne einfällt, auch verstehen, ja sich dagegen wehren. Und seine Figuren gleichen ihm, noch wenn er sie als ihm fremd, ja widerlich beschreibt: es wimmelt von Doppelgängern und Spiegelbildern in diesen Erzählungen, und die beängstigenden und verstörenden Erfahrungen gehen wie der Schwarze Peter im Kreis herum, werden von einem dem anderen weitergegeben. Offensichtlich will der Autor vermeiden, dass sie als Marotte eines schrulligen einzelnen abgetan werden; es sind

allgemeine Erfahrungen, vor denen keiner — auch nicht der Dickfellige — ganz sicher ist.

Wer zum Beispiel wäre nicht schon durch einen unerklärlichen telefonischen Anruf gestört und verärgert worden — bei dem die Stille im Hörer noch unheimlicher wirkt als die Worte. Ein Spinner, Flegel, Störenfried, denkt man; ein Kind, das sich einen Spass macht. Aber wie reagiert man, wenn einem plötzlich die Frage gestellt wird: *«Warum sind Sie noch da?»* Ein Einfall, in dem das Absurde seinen eigenen Sinn gewinnt! Und H., dem das zustösst (in *«Der Anruf»),* mag in der Geschichte argumentieren, wie er will, er mag aus dem Fenster schauen, um sich des Lebens zu vergewissern, und die Amsel beobachten, die noch im kargen Rasen ihr Futter sucht: die Ahnung, er sei von der Zeit überholt, überfällig geworden, lässt sich nicht wegweisen; sie lässt sich schliesslich nur weitergeben.

Die Erzählung *«Der Anruf»* (sie steht im Buch an erster Stelle) gehört für mich zu den besten des Bandes, nicht nur durch die aufstörende Frage, die so banal wie überraschend ist, sondern durch die selbstverständliche Eleganz, mit der Kuhn eine lange Assoziations- und Gedankenkette durch eine leicht gesetzte Pointe zu einem vorläufigen Ende bringt: H. nämlich ruft Lambert an, sagt ihm seinerseits mit verstellter Stimme den Satz ins Ohr — und befreit sich auf diese Weise davon.

Doch er befreit sich nur scheinbar. Denn schon in der nächsten Geschichte fallen andere und doch ähnliche Erfahrungen in sein Leben oder in das seiner Figuren ein, und so bis zum Schluss. Dem Irrationalen wachsen wie der Hydra ihre Köpfe immer neue Varianten nach. Da braucht nur spätabends einer an der Tür zu klingeln — schon ist eine Vision von Angriff, Verteidigung, Zweikampf da, in der ungewohnte Gefühle und Kräfte frei werden und die in der normal harmlosen Realität keinerlei Bestätigung findet *(«Die Türkontrolle»).*

Doch überzeugen in diesem Buch nicht nur die einzelnen Erzählungen (am stärksten scheinen mir jene, in denen der Einfall sich nur gerade um Haaresbreite vom Alltag entfernt), sondern auch die Sicherheit, mit welcher der Autor die Spannung zwischen Traum und Alltag, Phantasie und Rationalität stilistisch durchhält und aus 21 Erzählungen ein locker gebautes Ganzes macht. So hat Heinrich Kuhn sich mit seinem dritten Buch solid und verlässlich in der literarischen Landschaft der Schweiz eingewurzelt: mit lauter surrealen Geschichten!

*Elsbeth Pulver*

[1] Heinrich Kuhn, Der Traumagent. Lenos, Basel 1987.